

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920**

25.4.1920 (No. 17)

# Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

9. Jahrgang

Nummer 17

25. April 1920

Inhalt: Die Gefahr der Entgeistigung. Von Professor Martin Dibelius (Heidelberg). / Neue Bücher. (Aus dem Verlage von Eugen Biederichs, Jena. Von Professor Arthur Drews (Karlsruhe). / Hauschronik einer Schwarzwälder Schildermalers-Familie. I. Von Lurian Reich. / Fränkische Bagen. III. Von Karl Dymmann (Karlsruhe). / Das Jubiläetied. Von Karl Preisendanz (Karlsruhe).

## Die Gefahr der Entgeistigung.

Von Professor Martin Dibelius (Heidelberg).

Eine immer noch landläufige Betrachtung beruhigt sich und uns mit dem Gedanken, daß wir auf dem Wege von Potsdam nach Weimar seien und daß geistige Kräfte uns die verlorene wirtschaftliche und militärische Macht mehr als ersetzen würden. Wer so spricht, sieht nicht, daß der akuten Umwälzung vom November 1918 längst eine schleichende, aber nicht minder radikale Umschichtung gefolgt ist, und daß, während jene dem Reich des Geistes Förderung verhieß, diese sein Dasein aufs ernstlichste bedroht. Und das alles geschieht nicht kraft schlimmer Anschläge aus menschlichem Verschulden. Wenn man schon die Revolution nicht zu einer Brandstiftung böser Dämonen umfassen sollte, so noch viel weniger die Umschichtung, die sich jetzt vor unseren Augen vollzieht. Hier ist alles zwangsläufig: ein Prozeß, der längst durch den Krieg vorbereitet war, dessen wirkende Kräfte durch den Zusammenbruch entbunden wurden, dessen Geschwindigkeit durch unsere wirtschaftliche Krise zu galoppierendem Tempo gesteigert wird. Es glückt nicht und es gilt auch nicht, ihn aufzuhalten, sondern es gilt, ihn zu lenken. Aber weiteste Kreise des deutschen Volkes sehen ihm, je nach ihrer persönlichen Beteiligung, verbittert, triumphierend oder einfach resigniert zu. Denn sie nehmen die wirtschaftlichen Tatsachen, die jener Prozeß der Umschichtung schafft, als gegebene Größen hin, ohne sich über deren geistesgeschichtliche Bedeutung klar zu sein. Das aber sind jene Tatsachen: ein neuer Reichtum und ein neuer Mittelstand.

Ein neuer Reichtum — jeder weiß, was damit gemeint ist. Es hat heute keinen Zweck mehr, sich moralisch über die Kriegsgewinne zu entrüsten; auch ihre oft geforderte reiflose Konfiskation erscheint inmitten unserer Wirtschaftskrise vielen nicht einmal mehr wünschenswert, jedenfalls aber — trotz aller berechtigten Zähneknirschens — nun nicht mehr durchführbar. Wichtigeres gilt es zu bedenken: welchen Zielen dieser neue Reichtum dienstbar gemacht wird. Er tritt neben und größtenteils an die Stelle des alten Besitzes, dessen kulturelle Aufgaben und Leistungen immerhin erheblich waren. Viel lautes, aber auch viel stilles Mäcenatentum war unter uns lebendig. Es gab eine beträchtliche Anzahl begüterter Leute, denen es — bürgerlich geredet — einfach „Spaß machte“, nicht nur Bilder zu kaufen und junge Künstler zu unterstützen, sondern auch tezkritische Ausgaben aller Schriftsteller, Veröffentlichungen neugefundener Papyrus-Texte und ähnliche in dieser mechanisierten Welt ganz „zwecklos“ erscheinende Unternehmen finanziell zu ermöglichen. Noch viel weniger ist der breiten Öffentlichkeit bekannt, wie viel geistige Arbeiter der (mit Recht) verklagte Kapitalismus sozusagen aus seinen eigenen Reihen stellte. Es gab eine große Anzahl von Universitäts- und Privatgelehrten, Journalisten und Schriftstellern, die darum dem Geiste zu dienen die Möglichkeit hatten, weil sie, auf das Verdienen nicht angewiesen, es „sich leisten konnten“. Wer weiß eigentlich, wieviel unbezahlte geistige Arbeit in Deutschland getan worden ist?

Die Reihen all dieser Diener am Geist, der Gebenden wie der Schaffenden, haben sich infolge der wirtschaftlichen Krise gelichtet. Der neue Reichtum wird die Lücken kaum schließen. Gewiß, er „könnte es sich leisten“; aber wird „es ihm auch Spaß machen“? Man wird das weder erwarten noch verlangen können von Menschen, die bar aller Tradition, aus engen in breitere Verhältnisse gelangt, ihr neues Dasein aus einem völlig mechanisierten Leben heraus aufbauen und naturgemäß allein den Kräften vertrauen schenken, denen sie ihren Aufstieg danken. Selbst wenn sie aber bereit sind, die Aufgaben des alten Reichtums zu übernehmen, so besteht die Gefahr, daß sie in Unkenntnis der geistigen Sphäre und im Gefühl der Rechtlosigkeit einen Mentor suchen und irgend einem Rattenfänger verfallen.

Diese Gefahr besteht in noch größerem Maße bei der anderen Schicht, die im Laufe des großen Umschichtungsprozesses emporsteigt, der beim neuen Mittelstand. Denn die besser bezahlten Arbeiter, die ihren Einnahmen nach jetzt zum Mittelstand gehören, können mehr Mittel auf Ausgaben außerhalb des Hauses verwenden als die früheren Glieder der gleichen Schicht, weil sie sich weniger bei der Pflege traditioneller Güter im Hause verausgaben, weniger Geld in Wohnungsschmuck, Klavierpiel, Sommer-

frische und Geselligkeit anlegen und sich darum eher den Besuch von Theater, Kino, Wirtshaus- und Ballsaal gestatten können. Gerade wer den Aufstieg der arbeitenden Schicht mit aller Kraft bejahen und fördern will, darf die Augen nicht vor der Gefahr verschließen, daß die ganze Bewegung nur wirtschaftliche und nicht geistige Hebung bedeuten könnte, daß sie also nicht zur Erweckung, sondern zur Erdrosselung der besten im Arbeiterstande lebenden Kräfte führen könnte. Bedenklichste Symptome dafür zeigen sich bereits, wenn die hohen Löhne für Luxusausgaben verwendet werden, da man Kulturausgaben noch nicht kennt, wenn sie Eleganz fördern statt Geschmack, wenn sie nicht besseres Theater ermöglichen sondern häufiges Kino. Gerade in diesem letzten Fall liegen des Uebels Wurzeln klar zutage: der Arbeiter kommt aus einem mechanisierten Dasein und fühlt sich am ehesten von dem an allen Ecken geschäftsmäßig vertriebenen mechanisierten Genuß im Kino angezogen und befriedigt; künstlerische Erlebnisse sind ihm nicht vertraut und wohl auch wegen ihrer Einbettung in eine bestimmte Bildungs- und Gesellschaftsphäre direkt verdächtig.

Die Folgen dieser Entwicklung sind kaum zu überschätzen. Nicht nur, daß die soziale Aufstiegsbewegung vereinselt und dadurch verfälscht wird — das gesamte geistige Leben unseres Volkes wird darunter zu leiden haben, wenn die aufsteigende Masse den Anschluß an die geistigen Kräfte verpaßt. Denn diese Masse wird wie im wirtschaftlichen so auch im kulturellen Leben Mitbestimmungsrecht haben, das ist gewiß. Wenn es darum nicht geht, innerhalb der Masse geistige Bedürfnisse zu pflegen und Wünsche nach geistigen Zielen rege zu machen, so werden diese Ziele überhaupt nicht erreicht und die Entgeistigung unseres Daseins wird allgemein werden. Denn auch dieser Prozeß vollzieht sich zwangsläufig; wer die Gefahr zu hantieren meint, indem er ihn aufhielt, der wird von dem Rad zermalmt werden, das er rückwärts zu drehen gedachte. Auch diese Entwicklung ist nicht zu hemmen, wohl aber zu lenken.

Nur ein solches Entschlossenheit, die das Schicksal unseres Volkes meistert, ohne es zu verneinen, vermag der drohenden Gefahr der Entgeistigung zu begegnen und der kulturellen Probleme Herr zu werden, die die Entstehung des neuen Reichtums wie des neuen Mittelstandes mit sich bringt. Wenn die aufsteigenden und aufgestiegenen Schichten unseres Volkes vergeistigt werden sollen, so müssen vor allem einmal die Träger des Geistes diese Aufgabe begreifen und sich zu ihrer Bewältigung zusammenschließen. Von der Erkenntnis solcher Notwendigkeit sind wir Deutsche allerdings weit entfernt. Ein unseliges Erbe unserer Vergangenheit, das Spezialistentum, hat gerade des geistigen Lebens Gebiete so streng von einander abgeteilt, daß die Verbundenheit ihrer Wurzeln wie die Gemeinsamkeit ihres Schicksals fast niemals deutlich in Erscheinung tritt. Religion, Kunst und Wissenschaft befinden sich in den Händen der Sachverständigen und der diesen gesellten, auf das jeweilige Ressort eingeschworenen Anhängererschaft. Die Schen vor Dilettantismus verhindert eine Interessengemeinschaft der drei Reiche, und die anerzogene Ressort-Reinheit hält auf Wahrung und feste Abgrenzung des gegenseitigen Besitzstandes. Gerade bei den Sachverständigen fehlt der Wille zur Synthese, zum Zusammenfassen, mit Ausnahme vielleicht der Philosophen, die ihr sozusagen sachmäßig zu vertreten haben. Lebendig ist dieser Wille in vielen Kreisen der Jugendlichen, also — bezeichnend genug! — unter den bewußtlosen Unfachverständigen, die noch nicht in die Gruppen des Berufsmenschentums eingeteilt sind. Deutlich spürbar ist die Sehnsucht nach Synthese aber vor allem unter den Anhängern der neuen Kunst; der Expressionismus bildet in der Tat die einzige wirkliche Ausnahme vom Fluche des Spezialistentums. Hier herrscht das Bewußtsein von der innersten Verbundenheit des geistigen Lebens und das Gefühl der Verpflichtung gegen den einen Geist, aus dem die Kräfte stammen und zu dem sie hinstreben. Ein Buch wie Hartlaubs „Kunst und Religion“ darf als bezeichnende Aussprache dieser bei vielen verbreiteten Sehnsucht nach Synthese gelten.

Andererseits ist davon wenig zu spüren. Zur Entschuldigend mag dienen, daß alle Organe unseres geistigen Lebens, die Pflege

stätten der Religion, der Wissenschaft und der Kunst vor äußere Krisen zum Teil schwerster Art gestellt sind. Die Kirchen des deutschen Protestantismus arbeiten an ihren neuen, von der Verbindung mit dem Staat gelösten Verfassungen. Darum sind sie mehr denn je auf „Wahrung des Bestandes“ und nicht auf Erweiterung ihres Gebietes eingestellt. Und doch wäre die Stunde dafür so günstig, und doch reden die Zeichen der Zeit so deutlich: die Masse nicht mehr durch das Mißtrauen gegen die Staatskirche von der Religion überhaupt ferngehalten, und der Strom des religiösen Eigenlebens so hörbar dahin rauschend — aber an der Kirche vorbeiliegend. Eine Kirche, die jene Vielen und diese Einzelnen gewonnen hätte, brauchte keine Beeinträchtigung durch politische Verhältnisse mehr zu fürchten; eine Kirche aber, die sie nicht gewinnt, wird Werkzeug der Entgeistigung. Ebenso wie die Kirchenmänner sehen viele Vertreter der Wissenschaft und der Kunst nur die Not ihres „Nefforts“ und nicht die gemeinsame Krise. Die einzelnen Nöte sind gewiß ungeheuer groß: Verfall der Geldmittel bei Bibliotheken und wissenschaftlichen Instituten, Schwinden des wissenschaftlichen Nachwuchses infolge wirtschaftlicher Not, Kunstausverkauf an das Ausland, materielle Krisis großer und kleiner Theater; aber eine Rettung ist doch nur dann zu erhoffen, wenn das ganze Volk die Not begreift, wenn gerade die wirtschaftlich nicht entkräfteten neuen Schichten für geistige Ziele gewonnen werden. Wenn darum Synthese des Geistes die erste Forderung im Kampf gegen die Entgeistigung ist, so muß die zweite eine Propaganda des

Geistes verlangen. Gerade die Geistesarbeiter in den drei sozialistischen Parteien haben hier eine Aufgabe; denn gerade diejenigen Arbeiterführer, die für wissenschaftliche Volksaufklärung und für populäre Kunstdarbietungen eintreten, müssen sich sagen lassen, daß, wenn man die Quellen verschüttet, auch jene weitverzweigten Bäche und Ströme nicht mehr rinne werden.

Der dritte Helfer aber im Kampf gegen die Entgeistigung ist die Erziehung der kommenden Generation. Die Vergeistigung der neuen Schichten ist lediglich nur auf diesem Wege zu erreichen. Man rede nicht davon, daß wir in Deutschland, dem Land der Volksbibliotheken, des Dürerbundes, des Theaterkulturverbandes schon übergenug an Schulung zum Geiste besäßen. Sondern man bedenke: die ganze Arbeit der künstlerischen Erziehung muß noch einmal getan werden, weil die Objekte gewechselt haben; weil die Schichten des neuen Reichums und des neuen Mittelstandes von jener Erziehungsarbeit überhaupt noch nicht berührt worden sind. Auch die religiöse Erziehung, deren Probleme gewiß nicht mit den Tages-Schlagworten zu erledigen sind, will unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden; nicht als Zankapfel zwischen Schule und Kirche, sondern als werteschaffender Faktor der Volksgemeinschaft.

Denn das ist natürlich die Voraussetzung des Kampfes gegen die Entgeistigung überhaupt: der Glaube, daß die geistigen Güter — unbeschadet alles Meinungsübereites, der sich an sie heftet — die wahren Werte des Daseins darstellen, und daß ein Volk verpielt hat, das sie verliert.

## Neue Bücher.

(Aus dem Verlage von Eugen Diederichs, Jena.)

Von Professor Dr. Arthur Drews (Karlsruhe).

Während Deutschland heute mit Büchern und Schriften überflutet wird, die bei der herrschenden Papiernot in ihrer äußeren Ausstattung einen geradezu bejammernswerten Eindruck machen, ist der Verlag von Diederichs glücklicherweise noch immer in der Lage, Werke herauszugeben, denen man die Not der Zeit nicht ansieht. So ist es schon an sich eine Freude, diese Bücher in die Hand zu nehmen. Und doppelt groß wird die Freude, wenn es sich dabei um Werke handelt, die es ihrem Inhalte nach verdienen, in dem alten vornehmen Gewande zu erscheinen und statt des viel zu politischen Geschwätzes, das heute fast allein noch ein Anrecht zu haben scheint, gedruckt zu werden, der Seele etwas zu bieten haben und uns damit wenigstens innerlich aus der Not der Gegenwart hinauszuführen.

Das gilt, trotz des Titels, auch von der „Politik des Geistes“, wie Eugen Diederichs selbst, als Herausgeber der Monatszeitschrift „Die Tat“, eine Auswahl von Aufsätzen nennt, die in jener Zeitschrift seit 1914 veröffentlicht wurden, und die er nun in einem eigenen Buche einem weiteren Leserkreis zugänglich macht. Gewiß, auch hier handelt es sich um „Politik“. Aber doch in einem weit höheren Sinne, als dies Wort gewöhnlich genommen wird. Es sind innere Auseinandersetzungen mit den Eindrücken unseres öffentlichen Lebens, wie sie jeweils der Augenblick erzeugt hat, nicht im Sinne irgend einer Partei, sondern vom Standpunkte eines Mannes aus geschrieben, der selbst über allen Parteien steht, nur das eine Ziel im Auge hat, sich Rechenschaft über die Ereignisse zu geben und seinem Volke ein Mahner und Wegweiser zu sein, um seine weltgeschichtliche Aufgabe im wahren Sinne zu erfüllen. Alle seine Worte kommen aus dem Mittelpunkt der Lebensarbeit seines Berufes als praktischer Helfer an dem Werden deutscher Kultur. Er fühlt die Not unseres Volkes, wie nur irgend einer, und da er auf niemanden Rücksicht zu nehmen hat, spricht er seine Ansichten aus, wie es ihm ums Herz ist, mit erfrischendem Freimut, ohne nach rechts oder links zu blicken, und unbekümmert daran, ob er auch gelegentlich wohl einmal daneben haut. Es lebt etwas vom Geiste Lagardes in diesen kurzen Aufsätzen, so weit der Verfasser sich auch in seiner Stellungnahme den Problemen gegenüber hin und wieder von Lagarde entfernt. Er bekämpft mit leidenschaftlicher Entschlossenheit allen toten Mechanismus, alles ungeistige Verharren in Geldgier, Dummheit, Phrasentum und Genußsucht, um auch in der Politik, wie überall, dem so lange unterdrückten Geiste das Wort zu reden und die Menschen zu tatkräftigem Schaffen an der Neugestaltung unserer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse aufzurufen.

Die einzelnen Abschnitte des Buches sind überschrieben: Politik des Geistes, der Aufbau des deutschen Volksstaates, Deutsches Volkstum, der neue Glaube, Lebensformen, Revolution und Sozialismus. Auch Diederichs ist Sozialist, aber nicht im Sinne der Sozialdemokratischen Partei, sondern eines von ihm sog. „organischen“ oder geistigen Sozialismus, „der eine Gliederung bis zur aristokratischen Spitze je nach der Leistung in Weiterführung aller gefundenen Ansätze der Gegenwart voraussetzt“. In der Bewirklichung eines solchen Sozialismus erblickt er die Aufgabe des Bürgertums, dem er wegen seiner bisherigen Haltung nicht weniger bittere Wahrheit sagt als den Arbeitern oder den anerkannten Führern der Nation, die vom Kaiser bis zum untersten Beamten hin nach seiner Meinung in der kläglichsten Weise versagt haben. Er findet starke Worte gegen die Verlogenheit der Sache, übt bittere Kritik an den Alldeutschen, den Vaterlandsvereinerlern und nationalen Säbelräslerern, aber auch an den Internationalen, die kein Gefühl für unsere deutsche Eigenart besitzen und, statt die schöpferischen Kräfte bei uns selbst zu entwickeln, nach dem Auslande schießen, um von dort her die Vorschriften für ihr Handeln zu holen. Aber er erwartet die letzte Rettung nicht von außen

her, von der Politik, sondern von der Religion und wendet sich daher auch mit der äußersten Schärfe gegen die von der Kirche verschuldete religiöse Verflachung und Erstarrung unseres Volkes. Dem Protestantismus hält er vor allem sein Pochen auf die Geschichte als solche vor und dringt auf Verinnerlichung im Sinne der deutschen Mystik. Schließlich aber setzt er alle seine Hoffnung auf die heranwachsende deutsche Jugend, die gewillt ist, in Selbstverantwortlichkeit ihren eigenen Weg, unbekümmert um Schlagworte und Parteien zu gehen, und redet daher der freideutschen Jugendbewegung das Wort, die freilich über ein unklares Gären und tönende Phrasen noch kaum hinausgelangt ist, ohne zu wissen, was sie eigentlich will und soll.

Auf den reichen Inhalt des Buches im einzelnen näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Der Leser wird zu manchen Gedanken Diederichs ein Fragezeichen setzen, sich an diesem oder jenem stoßen und vieles mit anderen Augen ansehen. Aber auch wo man ihm nicht zustimmen kann, erfreut der gesunde Geist, der ernste Wille und der schöne Glaube des Verfassers an den Weltgeist und die Vernunft in der Entwicklung. Möge sein Buch recht viele Leser finden und mehr noch, möge es die nötigen Kräfte in recht vielen auslösen, an der Gesundung und dem Wiederaufbau unseres Vaterlandes in dem von Diederichs gewollten geistigen Sinne mitzuarbeiten.

Zu den schönsten und bedeutendsten Veröffentlichungen des Verlages Diederichs gehört die unter dem Namen „Thule“ herausgegebene Sammlung altnordischer Dichtung und Prosa. Nichts würde mehr zu bedauern sein, als wenn die Fortsetzung dieses für die Kenntnis germanischen Wesens so wichtigen Unternehmens durch die herrschenden Verhältnisse unterbunden werden sollte. Da ist es denn mit wahrer Freude zu begrüßen, daß nunmehr auch der zweite Band der Edda erschienen ist, der die Götterdichtung und Spruchdichtung enthält, nachdem der erste Band mit den Heldenliedern bereits vor dem Kriege herausgekommen war. Die Uebersetzung ist auch hier von Felix Genzmer, die Einleitung und Anmerkungen stammen von Andreas Heusler. Daß das Ganze sich würdig dem ersten Bande anreicht, versteht sich bei dem Namen der Beteiligten von selbst. Die Anmerkungen beschränken sich auf dasjenige, was für das Verständnis unerlässlich ist. Die Einleitung bringt das Wichtigste über Götter- und Spruchdichtung in gedrängter Form und gibt Rechenschaft über die Art der Anordnung. Diese weicht von den üblichen Ausgaben der Edda vielfach ab, indem sie bei der Spruchdichtung das Zusammengehörige zu vereinigen sucht und die den Zusammenhang störenden Strophen ansonsten unter besonderen Ueberschriften vereinigt, Havamal und Lodbjafnismal, die in manchen Ausgaben der Edda vereinigt sind, voneinander trennt und durch vielfache Umstellung der Strophen das gedanklich miteinander Verwandte zusammenbringt. Neu werden manchem Leser der Edda die Priameln, die Geizhalsstrophen, die Haidredrätsel, die Zauberlieder, der Fluch der Vnska, die geschichtlich überaus interessanten Wölfsstrophen sowie der Ursehdebann sein, und dankbar begrüßen wird er den Anhang mit dem Harald-, Girik- und dem Hakonliede, die aus dem Lager der Edda herauszutreten und in die geschichtliche Fürstendichtung hinüberzuführen. Warum unter diesen Umständen das Lied von Odins Rabenzauber fehlt, ist nicht recht ersichtlich. Denn mag es auch späterer Zeit als die übrigen Lieder der Edda entstammen, so enthält es doch Geist von ihrem Geiste und geht sein Inhalt doch wohl auf alte Vorstellungen zurück. Ueber die Uebersetzung als solche ein Wort zu verlieren, erscheint überflüssig. Sie ist, wie schon in den Heldenliedern, schlechtthin musterhaft. Die wechselnden Stimmungen des jeweiligen Inhalts sind mit erstaunlicher Anschmiegsamkeit getroffen, und besonders die kurzen Verse der Spruchdichtung klingen in der Uebersetzung Genzmers so echt,

daß man vergißt, es mit einer bloß vermittelten Dichtung zu tun zu haben. Diese neue Ausgabe der Edda in der Sammlung „Thule“ ist ein Werk, worauf wir stolz sein dürfen, und verdient es, für die allein maßgebende angesehen zu werden. Schade, daß sie nur die ältere Versedda und nicht auch die sog. jüngere Prosa oder Snorra Edda enthält — man würde sonst jede andere Ausgabe für seinen Bedarf schlechthin entbehren können.

Und noch einer dritten Erscheinung des Niederländischen Verlages sei hier gedacht, der Neuauflage von Spitteler's Epos „Dionysischer Frühling“, das längere Zeit im Buchhandel gefehlt hat. Für viele wird dies die erfreulichste von allein sein. Oder wer, der einmal diese köstliche Dichtung gelesen hat, wird sich ihrer nicht mit Entzücken erinnern und nicht gern die Gelegenheit wahrnehmen, sich abermals in ihre wunderbaren Schönheiten zu versenken. Wer sie aber noch nicht kennt, der zögere keinen Augenblick, sich diesen hohen Genuß zu verschaffen. Von allen modernen Versuchen, das Epos wieder bei uns in Ehren zu bringen, ist der „Dionysische Frühling“ wohl der einzige, der als wirklich gelungen angesehen werden, und dem man allein eine dauernde Geltung voraussagen kann. Hier ist nichts von Anempfindung und Gelehrsamkeit, wie etwa in Jordans ungefügigen „Abelungen“. Hier ist alles Natur, Ursprünglichkeit, Frische, eine übermüthige Fabelwelt, wie aus dem mythischen Zeitalter der Menschheit selbst geboren, obwohl sie so durch und durch vom Geiste unserer eigenen Gegenwart durchtränkt ist, daß sogar die technischen Errungenschaften unserer Zeit, Scheinwerfer, Flugzeuge, Automaten und Automobile, wie selbstverständlich mit hineinverwoben sind in diese urweltlichen Mythengepinste. Hier spricht ein Dichter zu uns, von einem so erstaunlichen Reichtum der Phantasie, einer solchen Kraft der Anschauung, einer so starken Eindringlichkeit des Wortes, daß wir es nicht genug bewundern können und immer von neuem zu ihm zurückkehren, um uns an dem Duell seiner lebendig sprudelnden Erfindung zu erquicken. Welche Anschaulichkeit der Sprache mit ihren kühnen Neubildungen und ausdrucksvollen Wendungen, die ihre überraschende Wirksamkeit zum Teil der schweizerischen Mundart verdankt! Und wie der Dichter den sechsfüßigen Jambus zu meistern versteht mit seinem sonst so pathetischen Stelzengang und langweiligen Tonfall, wie er uns von der klassischen französischen Tragödie her unter dem Namen des Alexandriners im Ohre klingen! Hier ist feinerle! Eintönigkeit zu spüren: wie selbstverständlich schmiegt der Vers sich bei Spitteler allen Unterschieden der Stimmung an und bringt das Entgegengesetzte mit der gleichen Ausdrucksfähigkeit zur Geltung.

Und der Inhalt des umfangreichen zweibändigen Werkes? Man fürchte nur nicht, in Spitteler einem Homeriden vom alten Schlage zu begegnen, der uns die lieben alten langweiligen Griechengötter in klassischem Gewande vorführt, uns für eine längst versunkene Vergangenheit zu begeistern! Ja, es sind die alten Götter, die er uns zeigt, und sind es doch nicht; jedenfalls haben sie in seinem Geiste eine derartige Umformung erfahren, daß alle Steifheit von ihnen abgefallen ist und wir sie wie Geschöpfe unserer Zeit mit völlig neuen Augen betrachten, so den wortfargen, plumpen, ein wenig häuerlichen Zeus mit seinem Zug ins Dämonische, den edlen, strahlenden Apoll, den ungeschlachten Gewaltmenschen Poseidon, die hebreizende, lästerne, schnippische, höchst lebensvoll gezeichnete Aphrodite oder die königliche Amazone Hera, die als Braut von den Göttern umworben wird und in allem ihrem Gebaren so überaus natürlich und menschlich dargestellt ist. Es ist in der Tat eine ganz neue Welt von Göttern, unter denen sich dies Epos abspielt, nichts fast erinnert hier an die bekannten Göttergeschichten. Der Dichter hat alle Geschchnisse dieses Epos selbst erfunden und bringt sie mit einer Selbstverständlichkeit vor, daß wir den Unterschied gegen die Ueberlieferung im Augenblicke kaum verspüren. Prachtvoll, wie er das mythische Weltwerk behandelt! Diese zahlreich eingestreuten kleinen Geschichten aus dem Götter- und Naturleben, lustig bald, bald ernst und schwermüthig. Stehen doch dem Dichter alle Stimmungen der menschlichen Seele vom Derbromischen bis zur tiefsten Tragik zur Verfügung, und er weiß seinen Gegenstand so anmutig, abwechslungsreich und farbenschildernd zu gestalten, zugleich seinen Wit und Humor so geistreich spielen zu lassen, daß das Interesse keinen Augenblick ermüdet. Oder gibt es etwas Reizenderes als die Schilderung des Aufenthalts der Götter im Himmel droben bei Uranus und ihr Liebesgetändel mit den sieben schönen Amaschpands? Hat je ein Dichter einen Festzug anschaulicher dargestellt als Spitteler den Zug der Hera zum Wettstreit oder diesen Wettstreit selbst, den Wettgesang, den Lauf, das Wagenrennen, oder den lustigen Kampf des Aias mit den Giganten oder Poseidons Liebesabenteuer mit Gliffa oder —? Es ist schwer, etwas Einzelnes herauszugreifen und zu loben; hier ist nahezu alles schlechthin vollendet. Man überzeuge sich selbst! Dies Werk, der „Dionysische Frühling“ Spitteler's, kann nicht hoch genug gerühmt werden. Und wenn recht viele sich durch diese Zeilen angeregt fühlen sollten, die Dichtung zur Hand zu nehmen und zu lesen, so tun sie sich damit nur selbst den größten Gefallen und ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

## Hauschronik einer Schwarzwälder Schildermalers-Familie.

Von Lucian Reich.

Die hier der Verassenheit entriessene altbadische Hauschronik ist den „Wanderblättern aus dem Gedächtnis eines Malers“, in Karlsruhe 1855 erschienen, entnommen.

Lucian Reich ist in Sickingen bei Donaueschingen 1817 geboren und im Jahr 1900 dort gestorben. Gleich seinem Bruder Kaver, der sich als Bildhauer einen Namen machte, war er vom Vater her künstlerisch begabt. Die beiden Brüder fanden ihre Ausbildung im Städtischen Institut zu Frankfurt, wo sie im Haus ihres Onkels, des Kunstdirektors Saelble, wohnten. Nachher lebten sie in München und Karlsruhe, gefördert durch das Mäzenatentum des Fürsten Karl Eugen von Fürstberg und des Großherzogs Friedrich I. Von dem Bildhauer Kaver Reich stammen z. B. die Figuren der Malerei und Bildhauerei an der Karlsruher Bildergalerie, das Denkmal für Minister Winter und der Friedhofengel für die Opfer des Theaterbrandes. Lucian Reich machte u. a. nach Entwürfen Schwinds die schwebenden Genien im Treppenhause. Durch den Dichter Hermann Kurz, der damals in Karlsruhe das „Familienbuch“ leitete, wurde Lucian veranlaßt, zu seinen heimathlichen Skizzen aus der Baar auch den Text zu schreiben. So entstand sein Buch „Heronimus, Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwald“ 1853, dem zwei Jahre später die „Wanderblättern“ folgten und 1856 ein Büchlein über die „Mainau“: 1866 erschienen noch „Novellen und Skizzen“. Inzwischen hatte Lucian Reich die Zeichenlehrerstelle am Gymnasium in Raftatt übernommen, wo er von 1855 bis 1889 wirkte und sich daneben als Maler, Zeichner und gemüthvoller heimathlicher Schriftsteller vielseitig betätigte. Unter anderem entwarf er auch „Musterhefte für Uebenschilder“. Nach seiner Ruhelegung lebte er wieder im heimathlichen Sickingen. Dort besuchte den Greis kurz vor seinem Tode sein ehemaliger Schüler Hans Jakob, der über diesen Besuch in seinen „Verlassenen Wegen“ folgendes schreibt:

„Ehe ich heute meine Reise fortsetzte, besuchte ich noch einen alten Ehrenmann, der einst in Raftatt mein Zeichenlehrer war — den Maler und Volkschriftsteller Lucian Reich.“

Im dritten Stocke eines kleinen Häuschens, über dessen schmale Treppe ich mich förmlich hinaufzwängen mußte, traf ich ihn. Er war hoch erfreut über meinen Besuch, der dreihundachtzigjährige Greis, in dessen Zügen Bitterkeit und Biederkeit sich die Wage halten.

Er kommt seit Jahren nicht mehr aus seiner Stube und unter die Menschen, und sein einziges Kind, eine Tochter, pflegt ihn.

Unermüthlich ist er aber noch geistig tätig, liest und zeichnet und schriftstellerlich . . .

„ . . . Ich erinnere mich noch gar wohl an den stillen, ernstesten, funigen Zeichenlehrer, wie er von Schüler zu Schüler ging und jedem mit Rat und That beistand. Er selbst konnte mir heute noch jeden Platz bezeichnen, auf dem ich, ein schlechter Musikant im Zeichen, im Zeichenaal gesessen bin.“

Von 1855—1889 wirkte der bescheidene Mann am Lyzeum und konnte es trotz wiederholter Bitten nie auch nur zu den

Rechten eines Reallehrers bringen. Er blieb Hilfslehrer mit einem Höchstgehalt von 116 Mark monatlich und ohne Anspruch auf Witwen- und Waiserversorgung und Pension.

Und als er schied, bekam er guttatsweise einen Ruhegehalt von monatlichen — 71 Mark und 50 Pfennig. Von dem sollte der Biedere leben, und er lebte noch elf Jahre in Armut und Enttäugung.

Aber bitter hat er's empfunden und bitter mir heute darüber geklagt, daß er kaum zum Leben habe und seine Tochter mittellos zurücklassen müsse.

Wie hat Napoleon I. gesagt? „Am arm zu sterben, genügt es, ein braver Mann zu sein.“

Wie hat Lucian Reich sein ganzes Leben hindurch nur für Ideale gelebt! Wie hat er in seinen Büchern geschwärmt für Fürst und Vaterland, für Volk und für Volkstum, für Wahrheit und Recht!

Und heute treffe ich ihn in einem armeligen, einsamen Stübchen mit einem Gnadengehalt von 71 Mark und 50 Pfennig.

Ich war dummerweise empört, da ich den greisen Ehrenmann so vor mir sah und seine Klagen hörte. Ich sage dummerweise, weil ich eigentlich längst wissen konnte, daß diese schöne Erde und die Gesellschaft, welche sie bewohnt, zu keiner Zeit weniger eingerichtet war für Ehrenmänner à la Lucian Reich, als in unseren Tagen“.

\* \* \*

I.

Bevor ich dieses kleine Denkmal meiner Familie zu stiften mich unterfange, bitte ich Gott, daß er dieselbe noch lange erhalten und fortgedeihen lassen wolle, und ihr zeitliches wie ewiges Wohl in seine Vaterhand nehmen möge. Ebenso bitte und bete ich für diejenigen, welche schon vor den Meinen in diesem Hause gewohnt und aus diesem Leben geschieden sind, so wie für alle jene, welche in Zukunft noch darin haufen und sterben werden.

Gott gebe ihnen und allen Menschen die ewige Glückseligkeit im Namen Jesu und Maria!

Wie mir meine Eltern sagten, und ihnen ihre Voreltern erzählt haben, so begab es sich, daß ein großer Sturmwind viele Bäume in den Wäldern, welche zum Kloster Friedenweilen gehörten, niederriß. Auf einem der Klosterhöfe diente dazumal ein alter Oberknecht, der sich durch langjährige treue Dienste sehr verdient gemacht hatte; die Frau Abtissin, welche auf eine anständige Versorgung des Mannes bedacht war, verwilligte ihm von dem umgeworfenen Holz so viel, als er zum Bau eines kleinen Häuschleins notwendig hatte. Das Bauwerk wurde sodann aufgeführt

auf einem frühern Kohlplatz im Walde, an derselben Stelle, wo gegenwärtiges, der Familie Kirner eigenes Wohnhaus steht. Die gnädige Frau erteilte darauf noch die weitere Gerechtigkeit, daß, im Falle eines Brandunglücks, der Eigentümer jederzeit das Recht haben solle, zum Wiederaufbau vier der größten Baumstämme aus der Klosterwaldung anzusprechen. Alles dieses geschah nach meinem Vermuten vor zwei bis dreihundert Jahren. Denn das Kloster bestand schon viele Jahrhunderte, ehe im kleinen Eisenbächle, wo früher nur Wald und Wildnis mit einigen Kohlhütten war, sich Menschen ansiedelten.

Vor dem Jahre 1770 gehörte dieses Haus, wie ich mit Gewißheit sagen kann, dem Joseph Schunhart, einem fürstbergischen Untertan, und dessen Ehefrau Katharina Willmann, welche, wie mir noch einer ihrer Söhne gesagt hat, ein armes Leben führen mußten. Der Vater beschäftigte sich meistens mit Erzgraben am Feldberg, und die Kinder, so lange sie noch klein waren, gingen betteln, und größer geworden kamen sie zu den Bauern in den Dienst. Als später der Vater, weil keines seiner Kinder ein selbständiges Auskommen erringen konnte, genötigt war, das Häuslein zu verkaufen, brachte es mein Großvater Matthias Kirner an sich, der damals in dem sogenannten Bürlis-Dof in der Schollach in Herberge war. Er kaufte das kleine Anwesen, wie der Kaufbrief besagt, um sieben hundert Gulden rauher Währung, mit allem Hausgerät, „Holz im Wald und Blumen im Feld“; jedoch mit der Bedingung, daß den Verkäufern lebenslang noch der Sitz daselbst verbleiben solle; und zwar hatten sie laut festgesetztem Zeitbedingung anzusprechen: einen Platz in der Stube, wo ihnen gestattet war, einen Tisch bei der Uhr zu stellen, ebenso eine Liegestatt im besagten Ahrenwinkel, als alleinige Wohnung aber die Nebenkammer, dazu einen Platz in der Küche am Herd, nebst einem Stücklein Feld zu Kartoffeln und Haber etc.

Also war mein Großvater Eigentümer, und bezog das Häuslein, mit seinem Ehefrau, Maria Winterhalter, beide von Schollach, und einem Sohn Martin Kirner, meinem Vater, der geboren ist im Jahre 1758.

Seines Geschäftes war der Großvater, und zwar bis an's Ende seines Lebens, Glassträger bei der Pfälzer Glashändler-Kompagnie. Sein Sohn Martin beschäftigte sich seit frühesten Jugend mit allerlei Künsteleien: er fertigte Zifferblätter, schnitzte Vögel auf Kuckuckuhren, malte Heiligenbilder und Spielkarten. Besonders aber hatte er sein Augenmerk auf die Schildmalerei gerichtet, die dazumal noch manches zu wünschen übrig ließ; als er jedoch herangewachsen war, kam er nach dem Willen seines Vaters ebenfalls zur Glashändler-Kompagnie.

Die beiden schunhartischen Zeitbedingungsleute waren unterdessen gestorben; dafür erhielt aber die Zahl der Hausbewohner anderweitigen Zuwachs. Im zwanzigsten Jahre seines Alters verheiratete sich nämlich mein Vater mit der Jungfrau Agatha Höpfeler aus Eisenbach, und die Vermählung fand statt in der Klosterkirche zu Friedenweiler, worauf im dortigen Wirtshause das zweitägige Hochzeitsfest fröhlich und guter Dinge abgehalten wurde. Alles dieses geschah über die Kirchweih des Jahres 1778.

Doch, nach dem unerforschlichen Ratsschlusse des Höchsten sollte der Ehebund nicht von langer Dauer sein; denn schon nach fünf glücklich verlebten Jahren starb die junge Frau und Mutter von drei Kindern, und wurde am Jahrestag ihrer Hochzeit zur Erde bestattet.

So war denn mein Vater frühe schon Witwer geworden mit drei unmündigen Kindern, zwei Buben und einem Mädlein, welche mit ihrem Vater beim Großvater in Herberge waren. Letzterer, schon wohlbejahrt, und wie die Großmutter nicht mehr ganz tüchtig zu den Hausgeschäften, drang in den Sohn, sich wieder zu verheiraten, auf daß die Kinder wieder eine Mutter, die Großeltern aber eine sorgsame Pfliegerin ihres Alters erhalten sollten. Denn dieses war um so notwendiger, als mein Vater, so wie auch mein Großvater, die meiste Zeit auswärtig auf dem Glashandel zubringen mußten.

Zur selbigen Zeit war Maria Rohrer, ein braves Mädchen von Oberbränd, als Dienstmagd bei dem fürstlichen Revierförster im Eisenbach. Diese wohlgeleitete Jungfrau gefiel meinem Vater, und nach Umsturz eine Jahres führte er sie zum Traualtar. Sie wurden kopuliert von dem damaligen thennenbachischen Weichtiger Joachim Lang in Friedenweiler. Dieser Mann starb anno 1811 in Kiechlingsbergen und ich war im Jahr 1829 selbst alldort auf seinem Grab. — Nun muß ich aber wieder zurück zu meiner angelegenen Geschichte.

Als den Eheleuten das erste Kind geboren wurde, befand sich der Vater gerade auf dem Platz in Offenburg in Glashändlergeschäften. Damals schon lag ihm die Schildmalerei beständig im Sinne, wie mir der gegenwärtig noch lebende Einkäufer Laubis sagte. Tag und Nacht beschäftigte ihn dieser Gedanke und er ließ kein Mittel unverucht, sich Kenntnisse in diesem Fache zu erwerben. Zur selbigen Zeit lebte in Offenburg ein Maler, der im Anstreichen und Vergolden wohl erfahren war. An diesen wendete sich mein Vater und besuchte ihn regelmäßig in seinen freien Stunden, um etwas von der Wissenschaft der Malerei von ihm zu profitieren. Dies gelang ihm auch so weit, daß er sich wenigstens einen kleinen Begriff von dem Fache aneignete; und wenn er nach Hause auf den Schwarzwald kam, so stellte er unverdrossen Versuche an, die ihm jedoch nicht immer am besten gelingen wollten. Es war ihm nämlich hauptsächlich darum zu tun, statt der bisherigen Oelfarben einen festen trockenen Lack auf die Schilde zu bringen.

Bis zum Jahre 1787 verblieb er bei seiner Handels-Kompagnie; unterdessen hatte seine Mutter das Zeitliche gesegnet, und ein zweites Söhnelein, ich, der Schreiber dieser Chronik, war zur Welt gekommen, und zwar an einem Sonntag des Monats Dezember, im Zeichen des Fisches. — Wolle Gott mich und alle die Meinigen segnen bis in den Tod!

Bald darauf wurde auch der Großvater von seinem Schöpfer in die Ewigkeit abgefordert. Mein Vater befand sich eben auswärtig auf dem Handel, als er die Todesnachricht erhielt. Nebst diesem Trauerfall war eine weitere Veranlassung, nach Hause zu gehen, die Abrechnung der Glashändler-Kompagnie, welche alljährlich an den Tagen Katharina und Konrad, abwechselungsweise bald in Hintergarten, bald in Triberg stattfand.

Der Vater, welcher nun das großelterliche Haus übernehmen sollte, hatte den Entschluß gefaßt, den Handel aufzugeben und daselbst eine Schildmalerwerkstatt einzurichten. — Weil er jedoch seiner Sache noch nicht ganz gewiß war, so wollte er doch nicht alle Verbindung mit der Kompagnie aufgeben, und traf deshalb mit seinen Kameraden das Abkommen, daß, wenn ihm die Malerei nicht gelingen sollte, er jederzeit wieder bei ihnen eintreten könnte. Für diese Verwilligung hatte er ein Kapital von tausend Gulden unverzinslich einzulegen, wogegen aber auch seine Söhne, wie andere Kameraden-Kinder, allzeit bei der Kompagnie angenommen werden mußten.

Hierauf wurde mit der Schildmalerei der Anfang gemacht, welche Kunst von da an bis auf den heutigen Tag im Hause mit Erfolg getrieben wird. Anfänglich wollte jedoch das Geschäft nicht sonderlich vorwärts, weil der Vater immer noch probieren und erfinden mußte, und niemals ordentlich in der Lehre gewesen war, und daher alles aus sich selbst schöpfen mußte. Doch mit der Zeit ging es besser, und der Verdienst wuchs allgemach heran. Von geschickten Gesellen, die er einstellte, lernte er noch manches, und an Fleiß und Ausdauer mangelte es ihm auch nicht.

Die heranwachsende Kinderzahl veranlaßte ihn, auf Vergrößerung des Häusleins bedacht zu sein, zu welchem Zwecke er mit der Abtiffin zu Friedenweiler, als der Eigentümerin des Grund und Bodens, ein Uebereinkommen traf wegen des nötigen Bauplatzes. Zugleich ließ er im Hause ein Kamin aufführen, eine Neuerung, die man selbige Zeit noch selten über Wald antraf.

Wer bedenkt, daß dazumal neun lebendige Kinder im Hause waren (drei aus erster Ehe und sechs aus der zweiten), der wird wohl ermessen können, mit welcher Sorgfalt und Anstrengung müsse gearbeitet worden sein, um alles in gehörigem Stande zu erhalten. Aber der Herr im Himmel gab der Arbeit Segen und Gedeihen. Doch blieb die Familie auch nicht von schweren Heimtückungen verschont. Im Jahr 1795 starben nämlich in kurzer Zeit nacheinander vier Kinder an der Kolik, und auch die übrigen lagen schwer krank darnieder.

Von den fünf Ueberlebenden waren die größern Buben bald so weit, daß sie dem Vater bei der Arbeit gute Hilfe leisten konnten, so daß die Malerei einen immer erfreulicheren Fortgang nahm.

Das Jahr 1796 war herangekommen, und mit ihm die Franzosen als Feind. Doch hat man in unserm entlegenen Thal wenig vom Kriege verspürt. Nur einmal streifte ein Trupp von zehn Mann von Friedenweiler her über das Gebirg, und raubte in einigen Höfen, aber nicht bedeutend. — Von hier zogen sie nach Reichenbach, wo sie einen Hausmann von Schwarzenbach, der vom Berg herunter mit Steinen auf sie warf, tot schossen. Größeren Schaden jedoch geschah in Neustadt, allwo sie die Pfarrkirche samt dem Schulhaus in Flammen aufgehen ließen; ebenso beinahe das ganze Dorf Röttenbach an der Heerstraße, weil dort einige Franzosen umgebracht worden waren. Im Kloster Friedenweiler wurde zu jener Zeit ein österrichisches Militär-Spital eingerichtet, in welchem während sechs Monaten über hundert Mann verstarben, und hinter dem Weiher bei der Schmiede begraben wurden. Die Abtiffin mit ihrem ganzen Konvent hatte sich nach Hausenwald in die Baar geflüchtet, wo sie in dem dortigen Schloßlein Aufnahme fanden, nach Abzug der Desterreicher, welche ihr Spital nach Willingen verlegten, aber wiederum zurückkehrten.

Nun komme ich zum Jahr 1799, welches mir zeitlichen unvergeßlich bleibe. Im Spätjahr vorher waren die Franzosen bei uns durchmarschiert nach dem Schwabenland, und im Frühjahr um Ostern kamen sie wiederum zurück. Auf der Straße zwischen Röttenbach und Neustadt schlugen sie ein Lager, und viele Einwohner der umliegenden Orte flüchteten ihren Hausrat und vieles Vieh in unser verborgenes Thal. Dieses wurde aber dem Feinde verraten, so daß sowohl die Flüchtlinge, wie auch die Einwohner in großes Unglück kamen. Es war am zweiten Sonntag nach Ostern, den 31. März, als man vier bis fünf Franzosen über die Berge streifen sah, um das Eisenbächle ausfindig zu machen. — Manche wollten zu scharfen Mitteln raten, dem Feinde das Handwerk zu legen; man war jedoch durch das Unglück der Röttenbacher gewarnt worden. — Montags darauf kamen schon mehrere und holten ohne viel Umschweife einige Kühe und Schweine; am dritten Tag aber besuchten sie uns in noch größerer Anzahl, und nahmen mit, was nur fortzubringen war; und am vierten Tag früh schien es, als befände sich das ganze Lager auf dem Markt in unser Thal. Bald waren alle Häuser vollgepfropft von Franzosen, und auf der Straße sah es aus, als wenn man mit großem Vieh auf den Markt fahren wollte — alles dem Lager zu.

Wir waren bis dahin noch immer in unserm Hause geblieben, wo die Plünderer, als nichts mehr zu finden war, den Vater um bares Geld quälten, so daß man alle Augenblicke nicht wußte,

wann sie ihm das Bajonett in den Leib rennen würden. Ich habe es selbst mit angesehen, wie sie unter Flüchen und Schimpfworten auf ihn zugehen und die Bajonette an seinem Kopf vorbei in die Wand spießen (wovon jetzt noch Spuren zu sehen sind). — Endlich schleppt sie ihn unter dem Jammergeschrei seiner Kinder und Frau hinaus, hinter das Haus in den Garten, und verfrachten ihm sein letztes Stündlein. Der eine hielt ihn am Arm, ein anderer ging etliche Schritte rückwärts, spannte den Hahn und schlug auf ihn an. — Da gab er ihnen endlich, was er noch befehl, zwei Kronentaler, die er in seinen Kleidern versteckt gehabt hatte, und stürzte dem Wald zu; wohin ihm auch die Mutter und vier Kinder nachfolgten.

Dort blieben wir den ganzen Tag und die Nacht, während die Franzosen unverdrossen in den Häusern fortwirthschafeten.

Da kam endlich unvermuthet Erlösung. Kolumban Kaiser, der fürstbergische Revierförster von Lenzkirch, ein kühner und entschlossener Mann, fand ein Mittel, die gewaltthätigen Gäste uns vom Halse zu schaffen. Er wußte, daß in der Umgegend von Bunnendorf kaiserliche Truppen lagen. Er ging also dahin, meldete sich bei dem Kommandanten und erbat sich Mannschaft. Nachdem er mit seinem Leben für die Redlichkeit seiner Absichten sich hatte verbürgen müssen, wurde ihm eine Nothe Freikorps mitgegeben, die er mit Vorsicht und Stille, bei Nacht, durch die weitausgedehnten Waldungen seines Reviers geleitete. — Alles ging nach Wunsch. Auf der sogenannten Kapplerhöhe standen die ersten französischen Piquets. — Augenblicklich beginnt der Kampf. — Die Franzosen

werden umstellt und wer nicht erschossen wird, flieht. Mit jedem Schuß aus seiner Kugelbüchse streckte der wackerere Jäger einen Franzosen zu Boden.

Es war morgens zehn Uhr, als die Attacke ihren Anfang genommen. Die Plünderer, als sie das Feuern hörten, liefen über Kopf und Hals dem Lager zu, wo bald alles in Marm kam, aufspackte und das Weiße suchte, über Reustadt und Freiburg. — Der mutvolle Förster, dem man diesen schnellen Ausbruch zu danken hatte, erhielt in der Folge vom Hause Oesterreich die goldene Ehren-Medaille.

Nachdem die Feinde abgezogen waren, wagten sich die Einwohner wieder aus den Wäldern hervor. Aber sie fanden ihre Häuser leer. — Was unsere Familie anbetrifft, so hatten die Franzosen das, was versteckt gewesen, zwar nicht gefunden, dagegen alles mitgenommen, was nur fortzuschaffen war: Kühe, Kälber, Hühner, Geld, Bettzeug, Leinwand, Kleidungsstücke aller Art, Garn, Taustücher, Messer, Küchengeschirr, Messer, Gabeln, Salz, Brod, Feldgeschirr, ja sogar noch sämtliche Malerapparat; in Summa über zweihundert Gulden Wert.

Es war nicht anders, als hätte man ein leeres Haus gekauft, und wolle jetzt erst anfangen zu wirthschaften. Was man brauchen wollte, war fort. — Das Bedauernswürdigste aber war der Zustand des Vaters; denn von der Zeit an, wo er so übel traktirt und in Todesangst getrieben worden, war er niemals mehr recht gesund. Zwar arbeitete er immer noch so gut es gehen wollte, aber sein Zustand verschlimmerte sich zusehends.

## Fränkische Sagen.<sup>1)</sup>

Von Karl Ohnemann (Karlsruhe).

### III.

#### Sagen von Niesen und Hünen.

In alter Zeit, als das Frankenland noch fast ganz mit dichtem Wald bedeckt war und sich nur in den Thälern Aderland und Weideland ausbretteten, kam einst mit Frühlings Einzug vom Nordwesten her ein großes, wildes Volk den Main herauf. Die Männer waren wenigstens zweimal so hoch gebaut als die größten Männer unter den damaligen Bewohnern des Landes, und auch die Frauen waren an Wuchs nicht viel kleiner. Im ganzen zeigten sie sich gegen die Leute nicht gerade feindselig; so lange man ihnen genügend zu essen gab, taten sie niemand etwas zu leid. Wo sie aber hinkamen, da nahmen sie überall den Menschen das Vieh weg; sie schlachteten es und kochten das Fleisch in großen Kesseln, die sie mit sich führten. Aber auch Wein und Bier verschmähten sie nicht; das Bier brauten sie sich selbst in ihren großen Kupferkesseln.

Den Bewohnern des Landes aber waren sie trotz ihrer Gütmüthigkeit eine große Plage und ernste Gefahr. Da sie alles Vieh wegnahmen und für sich verwendeten, wurde den bishigeren Bewohnern alle Fleischnahrung entzogen, so daß sie sich fast nur von Kräutern und Beeren ernähren mußten. So waren sie endlich froh, als alles Eßbare aufgezehrt war und die Niesen eines Tages aufbrachen, um andere Gegenden aufzusuchen. Beim Abzug trugen die jungen Leute die Kessel mit einem Lärm, der wie das Brüllen von tausend Bären erklang.

So kam das Volk der Niesen auch nach Miltenberg am Main und von da gegen Freudenberg. Hier wollten sie eine Brücke über den Fluß bauen, um auf das linke Flußufer zu kommen. Dazu holten sie alle Steinmehlen der Gegend zusammen und ließen von Bürgstadt das Erstal aufwärts große Sandsteinmassen freilegen und die Blöcke zu hohen, dicken Säulen verarbeiten. Das Werk aber ging langsam vonstatten, weil die armen geplagten Steinhauer alle nacheinander wegkamen, um der Knechtschaft der Niesen oder Hünen, wie sie hier genannt wurden, zu entgehen. Darum wurde auch die Brücke nicht zu Ende geführt; die dazu bestimmten Steinblöcke und Säulen blieben, zum Teil nur halb fertig, an den Arbeitsstellen liegen. Nach den Hünen oder Hünen heißen darum heute noch die überall umherliegenden Steine „Heunesteine“ oder auch „Heunessäffer“. Einige unbehauene Felsblöcke tragen auch noch den Namen „Heunesteine“.

Ein solcher Heunestein liegt auch am Heunessäffer, der von Freudenberg über den Solberg und Kolgrund nach Ebenheid führt. Einer der Niesen hatte damals das große, ungeschlachte Felsstück von da nach Bürgstadt hinab getragen. Als ihm aber die Last zu schwer wurde, warf er voll Unmuth den Stein ab und setzte sich darauf, um ein wenig auszuruhen. Als er wieder aufstand, hatte sich seine Hand, auf die er sich gestützt hatte, und sein Gesicht tief in den Felsen eingedrückt. Er hatte dann aber keine Lust mehr, den Stein aufzuheben und weiterzutragen. Heute liegt er darum noch an der nämlichen Stelle, und die Spuren des Niesen sind immer noch darauf zu bemerken.

Als die Niesen vom Main bei Miltenberg und Freudenberg wieder abzogen, trennten sie sich, um sich in den engen Thälern nicht gegenseitig im Wege zu sein, in zwei Scharen. Die einen schlugen den Weg durch das Müdbachtal ein, die andern aber zogen den Erzarund hinan. Auf ihrer Wanderschaft trafen sie dann später wieder an einem Orte zusammen, der von da an „Königheim“ hieß, weil der König der Niesen dort wieder alle seine Leute beisammen hatte. In kurzer Zeit jedoch war die

ganze Gegend leer geblieben und von den Menschen verlassen; aus Furcht vor den ungeschlachten Ankömmlingen waren sie alle in die abgelegenen Wälder geflohen.

So zogen denn die Niesen mit Hab und Gut das Dreimbachtal abwärts und kamen darauf hinunter an die Stelle, wo der Dreimbach in die Tauber fließt; der Ort erhielt später den Namen Tauberbischofsheim. Auf den Rat einer weisen Frau hatten sich die Bewohner beim Anzug der Niesen in den mit Mauern umgebenen Ort geflüchtet und hielten dort Tag und Nacht mit Feil und Speer Wache.

Als die ungebeten Gäste vor die Mauern kamen, gab man ihnen zwar zur Nahrung einige Ochsen, ließ sie aber nicht zu den Toren herein. Jenseits der Tauber auf dem Edelberg und Büchelberg hielten dann die Niesen ihr Schlachtfest und ihre Mahlzeit. Da aber das Fleisch nicht für alle ausreichte, kamen sie abermals vor die Tore und verlangten noch mehr. Aber auf den Rat der weisen Frau, die sich als Schützerin des Ortes benahm, erhielten die Boten nur eine abschlägige Antwort. Das verdros nun die Niesen gar sehr.

Sogleich ließ ihr König haushohe Felsen von überallher zusammentragen und schleuderte sie dann über das Taubertal hinüber nach der Siedelung der Menschen. Aber kein Stein traf sein Ziel. Die weise Frau stand auf der Mauer mit einem weißen Stab in der Hand. Sobald ein Steinstück geflogen kam, wies sie ihm mit ihrem Stabe den Weg, bald zur Rechten, bald zur Linken. Als das der Niesenkönig sah, kam er zu der Einsicht, die weise Frau müsse ganz besondere Zauberkräfte besitzen, und ließ sie durch einen Boten fragen, woher sie die Wunderkraft habe. Sie aber ließ ihm sagen: „Das vermag ich durch meinen Glauben, und damit kann ich sogar Berge versetzen.“

Aus Neugierde lud er darauf die Frau, es war die fromme Rioba, zu sich ein, damit sie auch ihm diesen mächtigen Glauben mittheile. Im Vertrauen auf Gottes Beistand begab sich Rioba dann wirklich zu den Niesen, die unterdessen zum Teil schon weitergezogen waren gegen Osten; im Grünbachtal hatten sie sich damals schon gelagert. So eindringlich belehrte sie dort den Niesenkönig und so geschickt über Gott Vater und Sohn, daß er sich mit samt seinem ganzen Volke der christlichen Taufe unterzog. Der Grünbach, der bei Gerlachshausen in die Tauber mündet, gab das Wasser dazu.

Aber auch im Grüngrund war bald keine Nahrung mehr für die vielen hungrigen Niesen vorhanden, so mußten sie denn weiterziehen. Aus Dank für die von der frommen Rioba empfangene Wohlthat der Glaubensvermittlung entschloß sich der König, an der nämlichen Stelle, wo er am Grünbach die Taufe erhalten hatte, eine schöne Kirche zu erbauen. In wenigen Tagen stand das herrliche Danwerk, ganz aus Stein vom Boden bis zum Dache, fertig da und Rioba selbst kam zur Weihe des Gotteshauses aus dem Taubergrund herauf. Heute noch steht das alterthümliche Danwerk am Ufer des Baches bei dem Dorfe Grünfeldhausen.

Vor dem Abzug aus der Gegend warf der Niesenkönig seinen zentnerschweren Hammer in östlicher Richtung und versprach, an dem Orte, wo er wieder zu Boden falle, eine zweite ähnliche Kirche zu bauen. Zwei Stunden wegs von da entfernt bei dem heutigen Dorfe Oberwittighausen fiel er nieder, und bald stand auch dort eine ähnliche Steinkapelle wie in Grünfeldhausen. Die massigen Steine und die alterthümlichen Bildverzierungen an dem sonderbaren, viel bewunderten Bau sind bis auf den heutigen Tag ein Räthsel geblieben.

<sup>1)</sup> Val. Pyramide Nr. 11 und 13. 1920.

Auch dieses zweite Gotteshaus gefiel dem König der Niesen so gut, daß er in Hammerwurfsweite eine dritte Kirche erbauen ließ. Auf diese Weise ist auch zwei Wegstunden von Oberwittighausen gegen Osten die Kirche in dem Dorfe Gaureitersheim entstanden.

Im Munde des Volkes ist aber heutzutage noch das Wort im Schwang, Grünsfeldhausen, Oberwittighausen und Gaureitersheim liegen nur hammerwurfsweite voneinander.

Auf die gleiche Weise wurde damals auch im Unspertal zu Wöschingen die Kirche erbaut, die mit ihren riesigen Steinquadern heutigen Tages noch eine Sehenswürdigkeit der Gegend bildet.

Zu derselben Zeit, als der Niesenkönig diese Kirchen erbauen ließ, hatte einer seiner Leute bei Poppenhäusen seine Wohnung aufgeschlagen. Dieses Dorf war früher mehr denn dreimal so groß wie heutigen Tags. Auf dem Flur gegen Oberwittighausen stand seine feste Steinburg, die jetzt aber spurlos vom Erdboden verschwunden ist. Nur zuweilen wirft dort beim Pflügen die Pflugchar noch alte Bausteine auf. Vielleicht war dort der Standort der Burg, die der Niese mit Weib und Kind bewohnte. Einmal geschah es nun, daß die Niesentochter auf das Feld hinaus lief. Da kam sie gerade dazu, wie ein Bauer seine Pferde an den Pflug spannen wollte. Mit Verwunderung sah die kleine Niesin zu und fragte den Mann, was das sei. „Das sind Gänse,“ erwiderte der Bauer. Da lachte das Kind hell auf, nahm hurtig unter jeden Arm ein Pferd und ging davon, die Tiere ihrem Vater zu bringen. Als der sie aber sah, schalt er seine Tochter aus und hieß sie, dem Bauern auf der Stelle seine beiden Zugtiere wieder zu bringen. Die Niesentochter gehorchte zwar, vergaß aber bittere Tränen, weil sie ihr schönes Spielzeug wieder zurückgeben mußte.

Die Niesensagen gehören zu den eigentlichen geschichtlichen Sagen. In ihnen spiegeln sich Begebenheiten aus der ältesten Geschichte unseres Heimatlandes wieder, die weit zurück in nebelhafter Ferne liegen. Auf alle nur möglichen Arten hat man schon die Namen der Niesen, Ninnen oder Nennen zu erklären versucht. Bedenkt man aber, daß auf dem Wege, den die Niesen zogen, zuerst von Norden, dann von Westen her den Main herauf, bei Miltenberg eine Zimberuninschrift gefunden wurde, daß das Erstal bei Gerichtstetten im Zimmerwald eine vorgezeichnete Erdchanze zeigt, und daß endlich im Grünbachtal bei Grünsfeld heute noch ein Dorf Zimbern liegt, so liegt folgender Schluß sehr nahe: Unter Verächtlichung der Anschauung, die man von dem Volke der Zimbrer hat, darf man annehmen, daß die fränkischen Niesensagen ein Widerschein von der Wanderung jenes altdeutschen Volksstammes ist. Der Hammerwurf des Niesenkönigs erinnert auch noch an ähnliche Züge in der altnordischen und altdeutschen Göttersage von dem Bauern- und Gewittergott Donar und an den Hammerwurf als Bezeichnung des Rechts auf Grund und Boden, sowie zur Bestimmung der Grenzen der Feldmark.

Eine ähnliche Sage, wie die von Poppenhäusen, findet sich auch noch im Odenwald bei Müdenau. Chamisso's Gedicht „Das Niesenspielzeug“ berichtet die nämliche Begebenheit von der Burg Nideck im Elsaß. Die gleiche Erzählung ist auch verzeichnet von Dittersdorf bei Blankenburg im Harz und ebenso in Mecklenburg. Hierher gehört endlich auch noch die dichterische Bearbeitung von Friedrich Rückert: „Die Niesen und Zwerge“ in Alexander Kaufmann's Mainfagen.

#### Wildfrauenfagen.

Als die Niesen in ganz Deutschland verschwunden waren, erschienen statt ihrer wilde Männer mit ihren Frauen. Diese waren aber bei weitem nicht so groß wie die Niesen, jedoch immerhin noch viel größer als die damaligen Menschen. Manche von ihnen zeigten sich am ganzen Leibe behaart, während andere nur lange Bärte trugen. Im Sommer gingen sie gewöhnlich nackt; nur den Unterleib bedeckten sie mit einem Schurz aus grünen Zweigen und den Kopf zum Schutz gegen die Sonne mit einem Kranz aus großen grünen Blättern. Zur Winterzeit trugen sie Tierfelle, während sie ihre Füße mit einer eigenartigen Verschmierung bedeckten. Die Frauen trugen das ganze Jahr hindurch Kleider in den verschiedenartigsten Farben, gewirkt, gestrickt und gewoben.

Vor vielen Jahrhunderten zeigte sich einst eine solche wilde Frau im Taubertal bei dem Dorfe Niklashausen. An einem Frühlingsmorgen sah man sie, eine schlanke, hochgewachsene Frau, an der alten Steige gegen den Knollenberg aus einer Höhle kommen. Am Chrisbrunnen schöpfte sie mit einem großen silbernen Gefäße Wasser und verschwand gleich darauf wieder in der Höhle. Noch häufig zeigte sie sich von jener Zeit an auf dem nämlichen Gang, und zwar gewöhnlich frühmorgens beim Sonnenaufgang, des Mittags, wenn die Sonne am höchsten stand, oder am Abend, wenn sie sich zum Untergang neigte und die Bäume schon weithin im Tale ihre langen Schatten warfen. Die Frau war meistens im grünen Kleide mit glänzendroten Pieraten und sah sehr vornehm und stolz aus. Zu Beginn des Herbstes begegnete sie dann auch einzelnen Männern im Walde. Hier jedoch trug sie einen kräftigen Spieß mit langem scharfen Eisen und kurzem Schaft; mit diesem erlegte sie die wilden Tiere auf weite Entfernung. Oft wurde sie dabei von neugierigen Jägern beobachtet, die gerne das Waidwerk von ihr erlernen hätten. Aber jeder der naseweisen Gasser hüpfte an diesem Tage seine Neugier damit, daß er selbst

am Abend leer nach Hause ging, ohne auch nur ein einziges Wild erlegt zu haben.

Einst graste eine arme Frau von Niklashausen beim Chrisbrunnen. Da kam auf einmal die Wildfrau zu ihr und fragte sie nach ihrer Familie und ihren häuslichen Verhältnissen. Als sie erfuhr, daß sie eine ganz arme Witwe mit fünf Kindern ist, da griff sie auf den Boden, nahm eine Handvoll gelbes Laub und steckte es der Frau in den Tragkorb; dabei gab sie der Witwe den Rat, ja nicht eher nach dem Laube zu sehen, als bis sie zu Hause die Dachtraufe ihres Häusleins überschritten habe. Als die Arme daheim nachsah, da lagen auf dem Boden ihrer Korb lauter große, blinkende Goldstücke. So war die Witwe für die weitere Zukunft von ihrer Not befreit. Bald wurde aber dies im ganzen Dorfe rufbar. Arme und Reiche sprachen darüber. Großes Erstaunen erregte die beschenkte Witwe, als sie nun den Leuten erzählte, die wilde Frau sei zwar schön von Angesicht, an Händen und Füßen, aber ihr Leib sei mit langem, dunklen Zottenhaar dicht bewachsen. Nun wurden die einen erst recht neugierig, sie auch einmal zu sehen, andere dagegen taten, als hätten sie Furcht und Abscheu vor dem zottigen Ungeheuer.

Bald darauf begab sich eine ähnliche Geschichte mit einer anderen alten Frau aus dem Dorfe. Diese bekam ebenfalls eine Handvoll gelbes Laub in ihren Tragkorb gelegt mit der Weisung, erst nach dem Uberschreiten der Dachtraufe darnach zu schauen. Allein die Neugierige — alte Frauen sollen nach dem Sprichwort, falls dies die Wahrheit sagt, ja erst recht neugierig sein — wollte gleich darauf schon wissen, ob das Laub der Wildfrau sich in blanke Goldgulden verwandelt habe. Es ließ ihr keine Ruhe; vor dem Dorfe stellte sie ihre Kiste auf den Stein eines Gartenzauns und sah nach Laub auf dem Grunde des Korbes. Aber, o Jammer! Wie war die Alte enttäuscht und machte ein langes Gesicht! Das Laub war immer noch Laub und blieb auch nur Laub. Die Torin sah zu spät ein, daß sie das Gebot der guten Wildfrau besser hätte befolgen sollen.

Ganz schlimm aber erging es einem Manne aus dem nahen Dorfe Böttingen. Auch er hatte von den reichen Goldspenden der guten Wildfrau gehört. Trotzdem er ein reicher Mann war, der reichste in seinem Dorfe, so wollte er doch noch viel mehr erwerben, denn Reichtum macht geldgierig. So ging er denn als Bettelmann verkleidet, mit einem großen Zwerfack über der Schulter, zu guter Zeit in gutem Glauben nach dem Chrisbrunnen. Als die wilde Frau endlich erschien und näher kam, erhob der Bauer ein klägliches Gejammer über seine große Armut und Not; schließlich bat er dann ganz kess, ebenfalls um ein wenig Laub. „Wenn du weiter nichts von mir haben willst,“ sagte die Frau ganz ruhig, „mit Laub kann ich dir schon dienen, aber gelbes Laub gibt es in der jetzigen Zeit noch nicht.“ Darauf fragte der Bauer, ob er nicht auch vielleicht die ganz kleinen Steinchen in dem Felde auflesen und in den Sack stecken könne. Als die Frau dagegen nichts einzuwenden hatte, füllte er den ganzen großen Sack mit Steinen mit der stillen Hoffnung, daß diese wenigstens auch alle zu Gold verwandelt würden. Die wilde Frau half ihm sogar noch die schwere Last auf den Rücken und rief ihm beim Weggehen zu, er solle ja nicht vergessen, daß er erst über seiner Dachtraufe den Sack öffnen dürfe. Mit Mühe und Not, fast wollten ihm dabei bisweilen die Knie brechen, kam der Bauer endlich mit der schweren Last zu Hause an. Als er den Sack öffnete, waren aber zu seinem größten Schrecken nur lauter Steine darin. Dazu hatte der Weizhals sich unter der schweren Bürde noch einen ganz gefährlichen Reibeschaden zugezogen, an dem er Zeit seines Lebens zu leiden hatte. So hatte die gute Wildfrau den habgierigen Weizhals und den schlimmen Heuchler bestraft.

Auch ein Mann aus Gamburg wollte bald darauf sein Glück bei der wilden Frau versuchen; er schloß Gebrechlichkeit vor und kam auf zwei Krücken zum Chrisbrunnen. Als die Frau ihn erblickte, erkannte sie auch bei diesem die Verstellung. Doch sie half ihm dadurch sehr rasch auf die schwachen Beine, daß sie ihren Speer saßte und ihn damit tüchtig durchprügelte; so verfolgte sie den Heuchler bis zum ersten Hause in Niklashausen. Die Krücken aber, die der Mann gleich als Hindernis im Laufen weggeworfen hatte, nahm dann die Wildfrau und steckte sie zur ferneren Warnung bei dem Brunnen in den Erdboden, wo sie noch lange Zeit nach diesem Vorfalle zu sehen waren.

Durch solche Lehren gewöhnt, gingen von da an die ernennten Leute nicht mehr gern zur Frau am Chrisbrunnen; dagegen kamen die Kinder um so öfter und fanden dort stets wieder gute Aufnahme. Oft kamen sie zu Dutzenden dahin und erhielten Kuchen und Obst zum Geschenk und darüber gab es jedesmal allgemeine Freude unter der Jugend. Soviel die gute Wildfrau auch gab, ihr Vorrat war immer unerschöpflich, und das Obst war von der feinsten Art, wie man es sonst in der ganzen Umgegend nicht traf.

Solche und ähnliche Geschichten erregten viel Aufsehen in der Gegend. Schlechte und vor allem geizige Leute aber hüteten sich hinfort, die Güte der wilden Frau jemals wieder in Anspruch zu nehmen. Wer nicht der Arbeit wegen in die Nähe gehen mußte, der mied den Platz beim Chrisbrunnen.

Auch in den Sagen von den wilden Männern und Frauen, die nach den Niesen in das Land kamen, hat man wohl nicht anders zu suchen als einen blässen Widerschein der Ereignisse der Völkerwanderung. Alle Umstände deuten darauf hin, daß

in den wilden Leuten, die sich da und dort aufhielten, Ueberreste der in den betreffenden Landesteilen vorübergehend anwesenden germanischen Stämme zu erkennen sind.

In der wilden Frau vom Knollenberg bei Niklasshausen, wie auch in dem „Waldfräulein vom Schenkenwald“ in der Main-egend sieht man höher begabte Waldwesen, die der Volksglaube wohl mit der sonst häufig in der Sage auftretenden Frau Holla oder Hulla, auch „Hullifrale“ genannt, zusammengeworfen hat. Gerade die Eigenschaft, daß diese Frauen die Armen und Bedürftigen unterstützen, den Bedrängten hilfreich zur Seite stehen, aber Faulheit und Heuchelei strafen — es sei dabei nur an die goldene und schmutzige Jungfrau erinnert — weist ganz entschieden auf die Gestalt der Frau Holla. Ähnliche Sagen werden auch noch von anderen Gegenden erzählt; so findet sich auch eine solche bei dem Untersberg bei Gröbich in den Tiroler Alpen.

## Das Jubilatelied.

Von Karl Preisendanz (Karlsruhe).

Das schob mit dem Wind! Zueinandergepeilt fausten die Millionen schmutziger Wellen und stießen sich um einen Platz im engen Bett. Seit drei Tagen und Nächten schon. Wie ein wütiges Maultier fauchte der sonst so bequeme Bach. Weil droben in Weiler und Schwann die warme Frühlingluft dem Schnee seine mächtige und ihn zu Tal jagte. Alle Jahre verstimmt das die Pflanz. Noch nie aber so heftig wie diesmal . . . meinte der schlanke, blonde Pfarrersbub, als er von einer Quader der alten Brücke in das gereizte Treiben unter sich schaute. Er war aber nur ein Jahr zu jung, um erlebt zu haben, wie genau vor fünfzehn Jahren, Samstag vor Jubilate 1692, das halbe Dorf von der Pflanz war abgeschwemmt worden.

Wie das war, davon sprach nur noch die Wassermarke am Hofe der Schimmelbäuerin. Ihr blöder Knecht, der Kriechan, hatte mancherlei von der Wasserstrot erzählen können, aber die schauerliche Stunde der Todesnot brachte ihn damals um den klaren Verstand; seither fürchtete er sich vor dem Bach wie vor dem Bösen und hielt sich in seinem Speicherverfahle verborgen. Sonst waren sie alle tot oder verschleppt, die das große Wasser mitgemacht. Was jetzt noch in Barchhufen hinklebte, war aus allen Himmelsgegenden des Reichs zusammengetrieben und hatte nach und nach die wenigen Häuser bezogen, die in Nebengassen abseits der Heerstraße noch standen. Aus Ausbauen wagte sich keiner: morgen brannten die Kaiserlichen doch ab, was heute die Schweden verschont hatten. Gottserbärmliche Zeiten, reich an Gram und Tränen, Seuchen und Flammen der Verwüstung. Und doch sang der Bub auf seiner Brücke, als könnt' ihm Not und Krieg nichts anhaben. Sang mit heller Knabenstimme ein Lied, das sich sonderbar feierlich anhörte an diesem Ort, aus diesem Mund; fanfarte es in raschen, jubelnden Tönen heraus, zog es andächtig in gemessenen Schritten und in gehaltener Weise hin: „Gaude, pia plebs justorum . . .“ Sieghaft strömte die Hymne aus dem Strudeln und Gurgeln der Wogenlöcher, daß auch die Elisebeth nebenan im Baumgarten des Schimmelbäuernhofs aufhorchte und innehielt mit ihrem eifrigen Suchen: nach dem lauten Tönn der letzten Tage hoben sich schon die ersten Märzweiden und Gänseblümchen aus dem fahlen Gras. Das Elsklin in seinem zerklüfteten Rockfächchen richtete sich auf und winkte dem Bub mit blauweißem Sträußchen zu, als er seinen Sang mit freudiger Kadenz beschloß: dann hob sie die Hände als einen Schallbecher vor den Mund und antwortete mit ähnlicher, doch vereinfachter Weise zu deutsch: „O ihr Gerechten, freuet euch, laßt eure Harzen klingen . . .“ Zwar kam ihr Stimmlein nicht auf gegen den Widerwind, und nur abgerissene Töne fanden den Weg zur Brücke. Aber doch ging eine starke Freude durch den Bub; er wußte jetzt: das Elsklin drüben hatte ihn verstehen können, und morgen, am Sonntag Jubilate, würde seine Stimme nicht beben, wenn er mit der Elisebeth und dem Vater die Sequenz in der Kirche sang.

Den Leuten war's ja längst nicht zum Mitsingen zumute. So manchem brach die Stimme, wollte er zur Orgel einfallen. Da ließen sie's lieber ganz, und der Kantor hörte bald nur die eigene Melodei sein Spiel begleiten. Drum, so wollte der Pfarrer die freudarmen Seelen erfrischen am Jubilatemorgen durch das Konzert eines glaubensfrohen Sanges. Dazu nahm er sich den ehrwürdigen alten Kantus, den er selber für seine einfache Schar voll Liebe schlicht verdeutschte. Der Bub mit seiner sicheren Stimme würde den lateinischen Laut voraussetzen, Elsklins süße Silberdüne als frohe Osterboten das welsche Wort verdolmetschen und er, das Alter, dachte die Auf- und Abgänge der Jugend mit der tröstlichen Kadenz des Jubilate zu beschließen. Ein Jubilieren, davon er sich für seine mühseligen Bauern Labung und Ermunterung erhoffte. Zumal sie seinen Bub — so hießen sie ihn im ganzen Hoff — mit seinem allzeit freudigen Wesen überall liebten und auch die Elsklin gern litten. In allen Ställen, Küchen und Scheuern war der Bub daheim, kannte jede Kuh und Geiß von weitem und packte, wo's not tat, hart mit an. Am liebsten freilich im Schimmelbäuernhof: da haust seine Freundschaft, die Elisebeth mit ihrer Mutter. Den Vater hatten ihr die Kroaten erschlagen, als sie auch dem Bub die widerpenstige Mutter unter den Augen des geknebelten Pfarrers zu Tod marterten. Dem Bub lebte von diesen Greueln keine Erinnerung: er hatte die Mutter nicht mehr gekannt. Jetzt tat er sich fleißig bei der Bäuerin um und ersetzte ihr ein Knechtlein, wie das Elsklin im Pfarrhaus unentbehrliche Hilfe leistete. So war's

Die Höhle der wilden Frau vom Knollenberg bei Niklasshausen spielt auch in der Geschichte noch eine Rolle. Ein halbes Jahrhundert vor dem Ausbruch des großen Bauernkrieges in Süddeutschland war es, im Jahre 1476, als sich in jener Höhle ein Predigermönch, wie zeitgenössische Zeugnisse erzählen, aufhielt und zugleich mit Hans Böhm, dem Pfeifer von Niklasshausen, gegen Kaiser und Papst, wider geistliche und weltliche Herren und gegen Luxus und Gottlosigkeit der Zeit ihre Strafpredigten und aufreizenden Reden hielten, die damals die bauerliche Bevölkerung fast ganz Deutschlands zur höchsten Erregung brachten. Predigermönch und Pfeiferhänsle küßten ihr Unterfangen auf dem Scheiterhaufen, der erste auf Befehl des geistlichen Herrn vom Bischofsstuhle zu Mainz in Aschaffenburg, der zweite im gleichen Jahre 1476 vor den Augen und auf den Wink des Fürstbischofs der Rikanstadt auf dem Platze beim Schottenkloster zu Würzburg.

schon lange, und der Bub auf seiner Brücke konnte sich's nicht vorstellen, daß es damit bald zu Ende sei. So unbändig er sich seit Wochen auf die neue Zeit freute: seit ihm der Vater verheißt, nach Otern dürfe er als Scholar nach der hohen Schule nach Straßburg ziehen. Scholar werden und später Baccalaureus und Magister — darin lag für ihn die vollendete irdische Herrlichkeit. Drum führte er, wie der Vater das Brevier, in einer Tasche seines derben Ledermantels überall des Alexander de Villa Doctrinale mit und paukte sich in jeder freien Stunde die Reimregeln der lateinischen Stammzeiten und Deklinationen ein. Kein Straßburger Scholar sollte sich rühmen, beschlagener in den geheimsten Dingen dieses hölzernen Machwerks zu sein . . .

Doch was fiel der Pflanz ein! Das konnte lustig werden: der Bub mußte seine Luftschlüssel lassen und verwundert zusehen, wie sich das schmutzig-gelbe Wasser hob, von Augenblick zu Augenblick wuchs und stieg. Darüber sollte das Elsklin auch staunen. Mit dringlichem Winken rief er es herüber, und schon kam es durch eine Lücke des Gartenzauns auf die Brücke gestürzt und hielt dem Bub ein duftiges Sträußlein unter die Nase. Doch der deutete nur unverwandt unter sich, und da sah auch Elsklin, wie die drei Brückentore fast ganz vom Flusse gefüllt waren: nur ein kletnes zusammengekneiffenes Auge blieb ihnen noch. Das kämpfte und gurgelte wie ein lebendes Wesen: der Bub mußte an den röhelnden Wolf denken, den er neulich erst in der einsamen Herrgotts-Hamm niedergegabelt hatte, als er gegen seine Kuh anrannte . . . Nein, daß die Pflanz so toben konnte! Schon sahen die Kinder Balken und Hausratsstücke durch die Brückenlöcher schießen; übel mochte es droben bei Schwann und Weiler hergehen. Die armen Leute! Aber doch war es eine graue Lust für den Bub zuzusehen, wie die Spuren der ferneren Verwüstung unter ihm durchdrangen. Selbst das ängstliche Elsklin wurde Feuer und Flamme, und so sprangen sie beide bald über den einen, bald über den anderen Brückenbogen, wo gerade etwas besonders Auffälliges schwamm.

Dieser Eifer machte sie zusammen mit dem rollenden Geräusche des Wassers taub gegen alle Umwelt, und sie schrakten erst heftig zusammen, als sie drei Wallonen-Kürassiere, eine Vorhut aus dem Heilbronner Lager, die Brücke schon passieren sahen. Die drängten ihre schweren Gänge dicht an die Quadermauer, daß Eisen- und Lederzeug knirschend sich schenerte. Bedenklich schauten sie in den Fluß, und einer mahnte die Kinder, nach einigen Fragen über Weg und Dorf, unter Dach und Fach zu gehen; dem wilden Ungetüm da unten, sei nicht zu trauen, leichtlich könne es das alte Gerümpel von Brücke über den Hausen rennen. Dann ritten sie in langsamem Trab auf Durlach weiter. Daß die Brücke nicht standhielt, fürchtete der Bub wenig. Denn er wußte: sie war von römischen Soldaten gebaut, und was die fügten, überdauerte Zeit und Ewigkeit. Aber die Richtung der Vorhut bekümmerte ihn. Bald mußten die Dorfleute aus der Stadt zurückkommen, wo sie seit Morgen mancherlei aufs Frühjahr einbauen wollten. Durch die letzten Heimfahrungen durch die Soldateska hatten Haus und Hof stark an den nötigsten Vorräten und Werkzeugen eingebüßt. So zogen sie alleamt still auf den blöden Kriechan und ein paar Kinder in den Ställen aus, am Sonntag vor Jubilate. In ganzer, geschlossener Schar. Denn Ansetzen und Wehe dem, der sich auf den Straßen allein von Schnapphähnen und entmenschten Landsknechten betreten ließ! Von Glück konnte er sagen, ließen sie ihm den nackten Leib ungemartert. Die Wallonen schienen indessen gutmütige Kerls zu sein, und so lagen die Gedanken der Kinder bald wieder im Banne des Flusses. Kein Wunder. Denn längst reichte das Wasser über die Brückenhöhlen, und vor den Böchern bildeten sich tiefe, rasend kreisende Trichter. Ein graufiges Schauspiel, das der Bub seit Lebtag noch nicht gesehen. Balken und Türen stemmten sich vor und stauten zeitweise die Flut, bis sie zusammenkrachten oder sonst Durchschlag fanden. Die Brücke zitterte in ihren Pfeilern; durch mörteleiche Mauerfugen sickerte und spritzte das Wasser auf die Straße. Elsklin war das nicht geheuer, und sie wünschte im stillen die baldige Rückkehr der Leute. Aber mit dem Toben der Pflanz wuchs im Bub ein sonderbar Behagen und Gefallen an der Gefahr. Und eben, als das Elsklin sich ein Herz faßte, ihr von der Mauer fortzuziehen, weg in den Hof, da fing er an, sein Jubilate-Lied zu singen.

Da fiel dem Bub etwas Neues ein! Zwei alte stämmige Pappekn lehnten sturmsicher an der Brücke. Wie Schildwachen fürs

Mitteldorf. Hüteten die Lange Gäß zwischen sich, beherrschten Ein- und Auslaß des Orts. In den einen Baum — kaum über Brückenhöhe — hatten vor kurzem schwedische Soldaten für die Nachtwache einen verborgenen Sitz kunstvoll eingebaut: einen starken Weidenkorb für einen Mann. Der überjah von da gah auf, gah ab. Was im Schimmelbauernhof geschah, was zwischen den Haus- und Scheunentrümmern, mit denen die Straße sich säumte bis zur Kirche. Der Pappelsitz packte dem Bub: schön konnten sie von hier wie von einer Warte das Wasser steigen und toben sehen, und sicher sah man droben, sicher als auf der Brücke, die allmählich auch dem Bub nicht mehr so verlässlich vorkam wie zuvor. Und als wieder ein gelber Schwall über die Brückenmauer flakste, da schob der Bub das erstaunte Ding, das Elslin, zum Korb und hob es mit starkem Arm hinauf. Er selbst schwang sich leicht ihm nach. Möchte die Pflanz rasen — sie sahen im Trocknen: der Pappel tat keine Flut Schaden. Eng aneinandergeschmiegt in dem engen Korb begannen sie ein munteres Geplauder: vom nahen Sonntag Jubilate und ihrem Singen, von der Sträßburger Reise und der langen Trennung. Und zwischendurch sang der Bub sein helles Lied, während das Elslin nur immer auf die drohlich steigenden Pflanzmassen blicken mußte. Die kamen jetzt auch ihrem Sitze schon unheimlich nahe, wenn sie im Schwall aufspritzten. Kaum war's zu glauben: da sprang der Fluhunhold über die Brückenmauer, das Wasser drängte nach, immer wieder nach, und aus den Pfützen in der Straße wurden große Lachen, die sich rasch ausbreiteten, und schließlich kam's in erdrückender Bogenmenge hereingebrochen, bis die Brücke völlig unter Wasser lag. Nur noch die zwei Pappeln ragten wankend aus der wilden Flut. Da war auch für den tapfern Bub der Spaß zu Ende. So weit er blickte, war die Lange Gäß überschwemmt, und noch zeigte sich kein Mensch im Dorf. Fahl und kalt schien die Sonne nieder; es mochte auf fünf gehen. Bis dahin wollte der Vater bestimmt zurück sein, mit den beiden noch einmal das Jubilate in der Kirche zu singen. Mit ihm allein konnte die Errettung aus dem Wasser kommen, das unerfährlich immer nur stieg, nicht sank, nicht gleichblieb. Schon leckte es an den Boden ihres Sitzes. Wohl trockte die Pappel dem Ansturm, aber doch waren sie verloren, kam nicht bald Hilfe, sank nicht die Flut. Grausen packte den Bub. Es zu bewältigen, sang er, so fest er's vermochte, sein Lied, das in seiner Seele zum lebendigen Gebete wurde. Elsebeth rührte sich nicht. Totenblässe lag über dem zierlichen, blonden Gesicht, ihre Hände krampften sich in die des Freundes — ihre Arme umklammerten seinen Leib. So kauerten sie in ihrem Korb, bis das dicke, gelbe Wasser in ihre Strohschuhe sickerte, allmählich zu ihren Knien emporstieg, bis sie in Eisesfalte erstarren.

Das war gegen sechs Uhr, und noch lag der Ort wie ausgestorben. Wo sie nur blieben? Der Bub stand auf, trat auf die schmale Sitzplatte und raffte Elslin zu sich in die Höhe: er rief um Hilfe, schrie, schrie . . . aber keine Antwort. Tot lagen die Häuser und wasserumspülten Ruinen im Abend. Nur die Klöße im Schimmelbauernhof muhten verlangend einige Male: Fütterzeit. Das brachte den Bub zu Tränen. Aber noch hielt er sich stark, Elslins wegen. Sie durfte nicht verzagen. Angsthasen und Flennkiesen waren ihm von je verächtlich. Einmal, da schien Hilfe nah. Aus dem Dachfenster des Hofes rief's herunter, und freudig antworteten die schwer Bedrängten. Aber schnell erkannten sie die unverständlichen Laute von dort oben, und sie sahen eine verkümmerte Gestalt wie in Verzweiflung die Hände ringen. Da schwand alle Hoffnung, Hilfe konnte von jener Luke nicht kommen, hinter der Kriechan, der blöde Knecht, hauste. Aber er hatte doch wohl die beiden in ihrer Pappel erkannt: sein ohnmächtiges Händefalten ging wenigstens nach ihrer Richtung hin, und bald darauf öffnete sich im zweiten Stockwerk ein Fenster, und die Pelzmütze des Irren erschien im Rahmen. Weiter hinunter durfte sich Kriechan nicht wagen, das Wasser stand auf der Treppe, er konnte nur unablässig vom Fenster nach dem Flur und wieder zurück laufen. So viel Bewußtsein verließ ihm wenigstens das Ahnen der nahen, ungeheuren Gefahr . . .

Drüben auf dem Baum ging es zu End. Das Elslin hatte sich im Krampf um den Bub gerungen; er konnte sich nicht mehr rühren und mußte suchen, sich mit allen Kräften an den Stamm zu brücken, damit ihn seine Last nicht vorwärts riß. Ohne Elsebeth wäre er leicht nach der Höhe geklettert. Jetzt hing sie wie tot an ihm, und ihm kam's zu, sie vor dem Abgleiten zu retten. Noch einmal rief er hinaus, wie von Sinnen. Nur Kriechans Stöhnen von drüben gab unheimliche Antwort. Da gab der Bub alles hin. Er wußte sich verloren.

Da kam über ihn eine große Furchtlosigkeit, obgleich das Wasser ihm bis zum Herzen, dem Elslin bis an den Hals reichte, und er fing an, zum letzten Male hell und ohne Zittern zu singen: „Gaude, pia plebs iustorum“, laut und freudig, als stände er in der Kirche beim Vater unter seinen klaren, gültigen Augen, als höre er die dünnen Töne der alten Orgel. Bis zur Mitte kam der Bub, da vernahm er Stimmen vom Dorf: die ersten Leute kamen zurück. Aber zu spät. Denn die Brücke hielt dem übermächtigen Wasserdruck nicht mehr stand: ihre Grundpfähle wankten unter dem Anprall der Stoßfluten: ein dumpfer Knall, und das jähe Aufbäumen des Wassers zeigte, daß die Kömerarbeit ihre letzte Probe nicht bestanden. Dem plötzlichen Schwall erlag die erschöpfte Kraft des Knaben, und Elslin umwindend, sank er langsam in den Korb zurück, vom Wasser begraben . . .

Erst in der Nacht fiel die Flut. Das Hochwasser wich nach und nach; im Dorf hatte es nicht mehr viel zum Vernichten gefunden; es füllte nur die leeren Keller der Bauernhäuser. Allein die zwei Kinder wurden vermißt. Noch hoffte man, sie in einem Haus verborgen zu finden. In der Kirche, am Friedhof, am Hopfenberg durchsuchte, durchrief man alle Winkel. Umsonst. Erst am Jubilate morgen, in dämmernder Früh, erschien Kriechan mit faselnden Gebärden vor der Schimmelhofsbäuerin und zog sie mit Ueberwindung seiner Flußschien ans Pfingstufer, um zur Pappel hinüberzuweisen: der Korbfiß der schwedischen Wache war verschwunden; das Wasser hatte ihn weggerissen und mitgeschwemmt. Seinen Zusammenhang mit den Kindern ließ Kriechans Stammeln und Deuten deutlich erkennen.

Später als sonst ging man zur Kirche. Männer rannten auf beiden Flußufern dem nächsten Dorfe bachabwärts zu; das Wasser konnte den Bub und Elslin an einer scharfen Ecke ausgeworfen haben. Doch keine Spur zeigte sich. Man gab die Vermissten für tot.

Der Pfarrer war ein Mann, dem das Leben seiner Zeit, der endlose Krieg, alles genommen hatte bis aufs Leben und den Sohn. Jetzt war auch dieser letzte Schimmer des Glückes erloschen. War es Wollen der Vorsehung oder blinde Willkür des Mischgeschicks? Zeitig hatte er mit seinen Leuten die Stadt verlassen, als sie bald auf die drei Wallonen trafen. Ueberzeugt, daß eine größere Schar der Vorhut folge, wichen sie vorsichtig aus und schlugen sich seitab auf den viel weiteren Weg über den Nittnerwald. So kamen sie um einige Stunden verspätet im Dorf an. . . Wo lag die Schuld, daß Gott ihn, den Schwergelährten, so hart heimsuchte? Aber Jubilate mußten seine Dörfler haben. Er wollte seine Predigt halten wie sonst, stark wie ein Mann, ja — er wollte ihnen das Jubilate singen. Er allein, ohne den geliebten Sohn und das sonnige Elslin. Inständig bat ihn der Kantor, vom Singen zu lassen, sich und die andern nicht unnütz zu quälen, zudem das Lied nur frohgestimmten Seelen sich eigne. Aber er beharrte, und die kleine Gemeinde sammelte sich in der ärmlich getünchten Kirche. Verkümmerte, vergrämte, gebückte Leutchen. Sie alle hatten ihre tägliche Freude an dem Bub gehabt. Fast wurde das arme Elslin über dem Jammer um ihn vergessen. Wie der Pfarrer das ertrug . . . jeder fragte sich's, bang um den Segen dieser Jubilatefeier. Da kam er nach dem ersten Liede heraus, gewankt, nicht mehr gegangen. Noch weißer im Haar, zerfurchter im Gesicht als zuvor. Aber seine Stimme klang ebern wie immer, als er den christlichen Gruß begann: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Wenige Minuten zuvor ritten die drei wallonischen Schwergelährten von der Durlacher Straße her ins Dorf ein. Einer blieb gemächlich hinter den Kameraden zurück, die in rascherem Trab voransprengten. Ihre starken Gänle trugen nicht schwer an der neuen Last, die ihre Reiter vor sich im Sattel hielten: den Bub und das Elslin, beide lebendig und voll eifriger Ungebild, noch zeitig zum Jubilate zu kommen. Um ein kleines, und sie hätten's für immer und ewig veräußert. Todesnot — und Gefahr lag hinter ihnen, die den Erwachsenen zum Greise machen kann, dem Jungen den Mut stiehlt und die Kraft fürs ganze Leben h'n härtet. Gleich als das Weidenhaus von der Flut weggerissen war, ermannte sich der Bub noch einmal mit der Stärke letzter Verzweiflung. Die Hoffnung ließ ihm neuen Widerstand: neben dem schwankenden Korbe trieb das mächtige Wohlgefuge eines abgeschwemmten Dachstuhl. Der Bub griff zu, und es gelang ihm, sich auf das Holzgerüste zu retten und das leichte Gewicht des ohnmächtigen Elslin nachzuziehen, als der Korb eben im Wasser zu versinken drohte. In rasender Eile jagte sie die Pflanz talwärts. Sie durchfuhren die zerstörte Schnellermühle, pfeiften glückselig durch die Kriechinger Brücke und kamen hinter dem Dorfe, wo man die Bruchsaler Straße einbiegen sieht, in ruhigere Fahrt. Schon von fern hatte der Bub einen kleinen Reitertrupp bemerkt, der auf den Fluß zuhielt. Mit all seiner Stimme rief er sie an, winkte mit letzter Kraft, bis sie das Fahrzeug erschauten: noch zeitig genug, um ihre Rosse in den Bach zu treiben und die matten Passagiere aufzunehmen. Als der Bub in später Nacht aus seiner Ohnmacht erwachte, sah er sich auf freiem Feld neben einem warmen Holzfeuer, an dem Elslin und zwei seiner Reiter schliefen: der dritte, der wachte und nachschürte, reichte ihm sofort Essen und Trinken. In den drei Reitern erkannte er jetzt die Wallonen vom Nachmittag, die ihn vor dem Fluß, der entfesselten Bestie, gewarnt hatten . . .

Sie kamen der Kirche nahe, deutlich hörten sie den Vater die erste Strophe singen. Da litt es den Bub nicht länger auf dem Pferd; er sprang ab, zog Elslin mit sich und öffnete leise die Seitentüre. Dann traten sie, für Pfarrer und Gemeinde, Erscheinungen aus der anderen Welt, vor und fielen, nicht verwirrt von der drängenden Bewegung der Menge, in die Akkorde der Orgel ein. Stiefhaft und jubelnd sangen sie, Hand an Hand, ihre Hymne in die Seelen der erschütterten Dörfler, so klar und stark, wie sich's gestern der Bub auf seiner Brücke nicht erhofft hatte. Und als die tröselige Kadenz des Jubilate vom Altar her den Gesang der Jugend mit bebendem Danke beschloß, da brach die Jubilatepforte durch die zerbrochenen bunten Fenster des Kirchleins und strömte mit machtvollstem Fluten ihres Lichtes einen ersten Frühlinggruß über die leidgeprüften Kämpfer: „Gaude, pia plebs . . .“